

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

288 (10.12.1932) Unterhaltung und Wissen

Unterhaltung und Wissen

Angst

Das Erlebnis bei einer Zugverspätung — Novelle von Gustav Halm

Sie ging auf dem kleinen, trostlosen Bahnsteig auf und nieder. Der Kies knirschte unter meinen Füßen, und hier und da zertrat ich Büschel von Sonnenverbranntem und dann im Regen verfaultem Gras. An den Drähten glitten noch dicke, glasartige Tropfen vom Regen entlang, lösten zusammen und fielen dann plätschernd in eine der Trüben, mit einer Heftigkeit überzogenen Lachen, die sich allenthalben neben und zwischen den Gleisen aufgestaut hatten.

Ich sah den Schienen nach, wie sie endlos hinausjagten, schmurgrün hinaus, eine liegende Leiter aus Eisen und morschen Holzschwellen, an der die Räder ins Land hineinglitten, in unbekanntem Fernen. — an der sie wieder kamen, beladen mit unerfüllten Wünschen und Hoffnungen, mit Menschen, die enttäuscht heimkehrten. — wohl aber auch mit solchen, die die Sehnsucht in ihre kleine, enge Heimat trieb, aus der Weite in die Enge zurück, die doch das Jubelaue war und irgendein Glück umschloß.

Langsam rückte der rostige Zylinder der Bahnhofsuhr, die auf einem Eisenposten stand, vor. Ich sah ihn zu den Minuten zu. Er näherte sich der Minute, in der der Zug einlaufen mußte. Ich sah auch den Signalarm hochschellen, der die Einfahrt freigab. Ihm den Blick zuwenden, bemerkte ich, daß feuchter dunniger Nebel sich niederlegte. Es war, als schoben sich verläge, noch durchsichtige Wände heran, die den Blick einengten und die Weite in sich hineinfaugten und das Herz selbst am besten.

Zum ersten Male ward ich jetzt auch einer Frauengestalt gewahr, die unter dem Schilde mit dem Namen der Station stand und mit weit offenem Auge dem Stränge der Schienen nachschaute. Sie war einfach in Schwarz gekleidet und trug ein mit Franzen besetztes Tuch um ihren Kopf. Auf dem Bahnsteig auf und niedergehend, kam ich nahe an ihr vorbei und wunderte mich durchaus nicht, als sie mich ansprach. Die Trostlosigkeit solcher Bahnhöfe, die als Scheitelpunkt zwischen Nähe und Ferne liegen, treibt die Menschen zueinander.

„Ach, mein Herr“, sagte sie, — „verzeihen Sie, mußte nicht der Zug jetzt schon eingelaufen sein?“

„Ich verzeihe die Zeit und sagte: „Die Uhr geht vor. Es dauert noch drei Minuten.“

„Noch drei Minuten“, wiederholte sie, mit einem Ton, so schwer, daß ich mich unwillkürlich zu ihr umwandte. Sie hatte ein feines, doch von einer allzu gleichmässigen Arbeit etwas abgestumpftes Gesicht. Aber ich sah etwas hinter ihren Augen leuchten, das die Stumpfheit wegweisen würde, irgendein Gefühl, eine Spannung, mühsam noch verhalten, ausbrüchlich.

„Der Vorsteher müßte doch jetzt kommen“, sagte sie. — „Worum kommt er nicht?“ — Der Zug ist auch noch nicht gelandet.“

„Er wird, etwas Verspätung haben“, beruhigte ich sie.

„Ja, ja, er wird Verspätung haben“, murmelte sie. Dann, eine ungeduldige Bewegung mit dem Kinn machend, rief sie halblaut: „Verspätung! Nun auch das noch! O, mein Gott, und ich verzehre mich!“

„In diesem kleinen Nest haben alle Jüge Verspätung“, warf ich ein und schickte mich an, weiter-

„Eben kommt der Vorsteher herauf“, tröstete ich. Der Stationsvorsteher ging langsam und schlurfend die Treppe herauf und kam auf uns zu. — „Zug hat noch fünfzehn Minuten Verspätung“, sagte er verdrießlich und drehte sich wieder herum. Aber wie der Blick war die Frau hinter ihm. „Verspätung!?“ „Weiß man, warum?“ „Ist etwas gekommen?“ — „Gewiß ist etwas gekommen!“ rief sie bleich und stierend — „Unfall“, sagte der Beamte, Verspätung eben. Deshalb muß doch nichts passiert sein. Überhätten!“ Die Frau lehrte zu mir zurück und wandte mir ihr ganz weißes Gesicht zu, in dem jetzt die unverhüllte, entsetzliche Angst geschrieben stand. — „Was sagen Sie?“ fragte sie mich. „Glauben Sie nicht, daß ein Unglück geschehen ist?“

„Ich bitte Sie“, antwortete ich, „ich erwarte meine Frau. Wo ist aufgeregt? Eine Verspätung ist etwas ganz Alltägliches. Sie hören doch, daß der Zug in einer Viertelstunde kommt.“ — Ich muß aber gestehen, daß ihre Angst sich mir bereits etwas nicht stimmend — „Ja, es muß doch wohl etwas nicht stimmen“, sagte sie traurig. „Es wird der Unglück sein“, sagte ich und mies in den Dunst, der allgemach alles eingehüllt hatte. — „Aber das ist es ja gerade, dieser entsetzliche Unfall!“ schrie sie. „Wieviel Unglücksfälle sind im Nebel schon geschehen! Oh, ich fühle es, ich fühle es, ich sehe sie nicht wieder.“

„Was ist denn trübsinniger geworden?“ forschte ich. „Das nicht, nein, sie schrieb sogar, es gehe ihr viel besser. Aber sagen Sie doch selbst, was man hier fühlt, hier. — hier. — kann das Lügen? — Ich weiß es, rief sie, „meine Tochter ist tot!“

„Liebe Frau“, suchte ich auf sie einzureden, „warum solche Aufregung? Ein paar Minuten noch, so werden Sie sie gesund und froh wiedersehen.“

„Ich kann nicht warten, kann nicht, kann nicht!“ schrie sie. „Genau so war es, als mein Mann starb. Auch zuerst diese Spannung, diese schreckliche Angst, und dann brachten sie ihn mir tot nach Hause. O mein Gott, wenn dem Kinde etwas zugestoßen wäre...!“

„Hören Sie“, sagte ich, „die Lokomotive pfeift! Einen Augenblick noch.“

„Ich kann nicht mehr“, bitte, stützen Sie mich.“

„Ich kann nicht mehr“, sagte sie und lehnte sich schmerzlich an meinen Arm.

Mit schrillendem Bremsen und dem Stumpfen der Kolben und Räder fuhr der Zug ein. Fast zugleich flogen die Türen auf. Ich sah meine Frau, ich sah gleichzeitig ein junges Mädchen, das leichtfüßig aus dem Abteil sprang und der bebenden Frau um den Hals fiel. Ich hörte noch, wie sie in erschütternder Spannung laut aufschluchzte. Sie ging an mir vorbei, grüßte mit einem gequälten Lächeln, wandte sich um und trat an meine Seite. Ich hörte sie noch flüstern: „Verzeihung, — aber lassen Sie mich.“ — „Sich nicht mehr bloß aus?“ — „Wenn ich Sie nur über den Winter bringe...“ — „Guten Abend auch!“ — Und sie eilte der Tochter nach, die flink und unbeschwert ihres Weges gegangen war.

Konversation auf Reisen

Von J. Jefferson Farjeon

Als ich nach Frankreich kam, fand ich gleich den springenden Punkt heraus. Die Sprachführer sind allzu kompliziert. Der erste Satz, den ich in Paris brauchte, war die französische Liebeserklärung von: „Bitte, fahren Sie nicht wie ein Wahnsinniger!“ Aber alles, was ich in der Eile in meinem Buche finden konnte, war: „Haben Sie eine Kleiderbürste?“ Nachdem ich mich durch ein Wunder vor meinem Hotel angekommen war, suchte ich lieberhaft nach dem Satz: „Sie sind ja ein alter Schwundler.“ Doch während mich der Chauffeur mit noch schlimmeren Bezeichnungen belegte, fand ich schließlich das Wort „Bürste“ und: „Wie hoch ist dieser Berg?“ Schließlich tat ich einen glücklichen Griff und erndete erst später in der Geborgenheit meines Hotelzimmers, daß ich dem Chauffeur die besten Empfehlungen an seine Frau Gemahlin aufgetragen hatte.

Nachher bestellte ich mir einen Whisky-Soja, und der Kellner brachte mir einen Zehnfranken. Da, all diese Sprachführer sind nur für Zeitungsprache bestimmt. Der Engländer weiß, daß Zeitungsprache in seinem Vaterlande nur dann geführt werden, wenn man in aller Eile von einem Bahnhofsportier eine Auskunft haben will. Auf dem Kontinent scheint es überhaupt keine Zeitungsprache zu geben. Für die Verhältnisse gilt hier keine Gebührenscheidegrenze. Niemals werde ich die selbstschätzigste Gefühlsaufwallung verpassen, die ich einst in einem Franzosen mit einer Serviette unter dem Bart

erregte, ganz einfach, indem ich ihm um das Salz sah. Ich bat. Während er es mir reichlich brachte, er in Tränen aus und erzählte mir, daß seine Frau ihn verlassen habe und er sich so einsam fühle.

Es wäre hoch an der Zeit, die Sprachführer zu vereinfachen. Am besten wäre es, an ihrer Stelle keine Broschüren herauszugeben, die den jeweiligen besonderen Bedürfnissen des Reisenden entsprechen. Etwas „Essen auf dem Kontinent“, „Befichtigung von Sehenswürdigkeiten auf dem Kontinent“ und „Sauberkeit auf dem Kontinent“.

Der Verfasser der Broschüre „Essen auf dem Kontinent“ müßte nicht mehr zwischen Kleiderbürsten und Gebirgen nach den folgenden Aus-

drücken suchen: „... aber nur, wenn es wirklich frisch ist.“ — „In der Suppe ist eine Biene.“ — „Das Huhn ist abscheulich herr.“ — „In diesem Defak sehen Sie mich nie wieder.“

Unternehmungslustige Naturen werden aus dem Büchlein der Befichtigung von Sehenswürdigkeiten auf dem Kontinent“ auf den ersten Blick erkennen, wie man sagt: „Hat Napoleon hier irgend etwas Großes vollbracht?“ — „Was sagen Sie da?“ — „Bitte, sprechen Sie langsamer!“ — „Was hat Napoleon hier getan?“ — „Ja, ich sehe, es ist die Oper.“ — „Darf ich Sie ein Stück begleiten, Frankreich?“

Neuer Engländer aber, der vor allem Wert auf Sauberkeit legt und zeigen will, wie hygienisch sein Vaterland ist, wird in der Broschüre „Sauberkeit auf dem Kontinent“ ausgewählte Sätze wie die folgenden finden: „Gibt es hier keine Toilette?“ — „Bimsstein! — Sind Sie vielleicht taub?“ — „Bimsstein!“ — „Gibt es in Frankreich keine Methode, Bettlaken zu entfernen?“ — „Ist es gar so erstaunlich, wenn ich ein Bad haben will?“ — Und selbstverständlich: „Haben Sie eine Kleiderbürste?“

Ich bin überzeugt, daß einem diese vereinfachte, konzentrierte Methode über die meisten Schwierigkeiten der Konversation hinweghelfen könnte. Nur eine Methode scheint noch erloschener zu sein, nämlich: wenn der Engländer erst gar nicht versucht, eine fremde Sprache zu sprechen, sondern gleich englisch spricht.

(Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leo Ratten.)

Exoten

Die Gnädige engagierte eine neue Hausangestellte und schrie ihr ein: „Den Gaffee gönnen Sie amr nich schdarg; wir sind nämlich aus Söchen.“

„So?“, fragte das Mädchen. „Das macht nichts. Ich war sogar schon mal bei Chinesen im Dienst.“

Wer hat, der hat

„Wohin wollen Sie so schnell?“

„Auf die Bank, eine Kleinigkeit abheben.“

„Sie Gläubiger! Die einzige Gelegenheit, wo ich noch abheben kann, ist beim Kartenpielen.“

Die verheiratete Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

„Sie müssen entschuldigen, Herr Artridge“, sagte der vornehme alte Herr, „daß ich nicht Ihnen in dieser Weise aufdränge, aber fowiel ich weiß, sind Sie ein vielbeschäftigter Mann, und dies ist wohl die beste Gelegenheit für eine Unterredung. Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: mein Name ist Rudolfstein.“

Er sagte das genau so, wie ein Engländer namens Fitzalan-Howard sagen würde: mein Name ist Fitzalan-Howard.

„Und das ist Kurt, mein ältester Sohn.“ Kurt verbeugte sich in seinem Stuhl in einer Art, wie es in Teufeltons ganz und gar nicht üblich ist.

Harold mußte nun, daß er jetzt mit dem König und dem Kronprinzen der europäischen Finanzen an ein und demselben Marmor-tischchen saß mit Salomon und Kurt Rudolfstein, denen vom Rhein bis zum Schwarzen Meer alles zur Hälfte gehörte — und die die derzeitigen Brotgeber von Percy St. Saviour Wright waren.

Eine aufgeregte Kellnerin trat in Erscheinung. Sie fuhr mit einer zerdrückten Serviette nervös über das Marmor-tischchen, wodurch sie nichts anderes erreichte, als daß einige wenige Krumen in Salomon Rudolfsteins Schoß fielen. Er sagte gar nichts, aber der aufmerksame Firsch, dieses Mutter von einem Höflich, ließ ein warmendes Grinsen aus, und da ließ sie denn von ihrem Vorhaben ab. Herr Rudolfstein las die gedruckte, dreimal gefaltete Speisekarte mit einem deutlich sichtbaren Mangel an Verständnis. Und hätte man ihm auch alles ins Französische

übersetzt, so wären die meisten Speisen ihm auch weiterhin völlig unbekannt geblieben.

„Vielleicht trinkt Herr Artridge eine Flasche Wein mit uns?“ fragte er höflich und wandte sich, als Harold ihn bloß sprachlos anstarrte, an die Kellnerin.

„Wir haben keinen Wein. Nein, wirklich, Wein wird hier nicht ausgegeben“, antwortete die Kellnerin aufgeregter denn je.

„So?“ Herr Rudolfstein tat, was er konnte, um sein Erkennen zu verbergen, daß es auch Restaurants geben konnte, in denen man keinen Wein bekam. „Dann — ja — was nehmen wir nur?“

„Vielleicht ist es am besten, wenn Herr Rudolfstein nur Kaffee bestellt“, sagte Firsch, der allem Anschein nach in Marmor-tischchenrestaurants weit mehr Erfahrung hatte als sein Herr — wenn er diese überlegene Kenntnis auch nur alleruntertänigst zum Ausdruck brachte; man mußte intuitiv, daß er eben so gut „Seine Majestät“ hätte sagen können wie „Herr Rudolfstein.“

„Nein, keinesfalls. Dann bestellen wir eben daselbe wie Herr Artridge.“

Firsch warf einen Blick auf Harolds Teller und wurde sich klar, daß das eine neue Schwierigkeit ergeben mußte; denn zu Cambridge-Büchchen gehören Ingridenzien, die für einen jüdischen Gaumen unendlich sind. Aber Firsch war ein Diplomat, was es sich für den Oberhofmeister eines Finanzkönigs gehörte; wenn er auch in gewissen Perioden eines wechselvollen Lebens alle möglichen Erfahrungen in Marmor-tischchenrestaurants gesammelt hatte.

„Dreimal Fleischpudding mit Geröstetem“, sagte er über die Schulter hin zu der Kellnerin, worauf sie verschwand.

„O bitte, Herr Artridge, essen Sie nur ruhig weiter und warten Sie nicht auf uns“, sagte Salomon Rudolfstein. „Wenn wir schon

so ungezogen sind, uns Ihnen in dieser Weise aufzudrängen, so brauchen Sie sich doch deshalb nicht fören zu lassen.“

Harold griff gehorham nach Messer und Gabel und gab vor, zu essen, als die Kellnerin bereits wieder mit einem beladenen Tablett zurückkehrte. Bei ihren täglichen Gästen ging es wohl kaum je so geschwind. Herr Rudolfstein betrachtete die kleinen Rautenmuster, die sie vor ihm niederfallen ließ, mit sanfter Neugier; hätte sie nicht auch gleichzeitig Messer und Gabeln gebracht, so hätte er sicherlich nicht gewußt, daß das was zum Essen sein sollte. So aber nahm er sich von den gerösteten Kartoffeln und die andern folgten seinem Beispiel.

„Ich hoffe von Herzen, Herr Artridge, daß es Ihnen nichts macht, wenn wir ein paar Minuten Ihrer Essenszeit in Anspruch nehmen, um ein Geschäft zu besprechen.“

„Nein“, sagte Harold. Es war dies das erste artikulierende Wort, das er seit Herrn Rudolfsteins großartigem Auftreten überhaupt über die Lippen brachte.

„Das ist sehr günstig für Sie, Herr Artridge. Wir können also ohne Umschweife beginnen.“

„Bitte sehr“, sagte Harold. Herr Rudolfstein legte Messer und Gabel weg und näherte Harold seinen Kopf; seine Hypnotisieraugen durchbohrten ihn förmlich.

„Ich möchte gern“, sagte Herr Rudolfstein, „zu einer friedlichen Einigung kommen. Es handelt sich darum, was mit meinem Eigentum zu geschehen hat.“

„Oh — ja“, sagte Harold. Herr Rudolfstein erwiderte sich bei seinem Thema.

„Sie werden bemerkt haben, Herr Artridge, daß ich „mein Eigentum“ sagte. Sie halten Briefe zurück, deren rechtmäßiger Besitzer nur ich bin. Mein Sohn — hier wies er auf den jungen Herrn zu seiner Rechten — „kaufte sie von ihrem früheren Besitzer und

übergab sie mir. Wie die Briefe dann in Ihre Hände gerieten, ist Nebenache. Aber es geht nicht anders. Sie müssen sie mir unbedingt zurückgeben.“

Harold mußte nicht, was er antworten sollte. Ein Mann, der den Herren Hankins und Wright die Schädel eingeschlagen hatte, brauchte sich schließlich von so einem siebzehnjährigen Finanzmagnaten auch nicht einschüchtern zu lassen. Rudolfstein aber fuhr fort: „Sollten Sie damit nicht einverstanden sein“, sagte er — und daß er allein diese Möglichkeit in Betracht zog, war bei diesem geriebenen alten Hund eigentlich erklärlich — „so stehen mir noch verschiedene Wege offen. Ich könnte Maßnahmen ergreifen, um mir mein Eigentum auf legalem Wege wieder zu verschaffen.“

Harold riß Maul und Augen auf.

„Ich könnte Sie deswegen vor Gericht ziehen“, sagte Rudolfstein. Harold mußte an glühende Eisenstangen und Gummihüpfel denken; er war plötzlich gereizt und hatte das Bedürfnis, äußerst unliebenswürdig zu sein.

„Dazu müssen Sie erst beweisen, daß Sie der rechtmäßige Besitzer sind“, sagte er frech.

„Haben Sie Belege?“

„Nein, Herr Rudolfstein habe natürlich keine Belege, und das stand ganz deutlich auf seinem Gesicht geschrieben. Er hatte den Fehler begangen, Harold für zu einfach zu halten, ganz so wie Bauer ihn für zu kompliziert gehalten hatte. Aber er ließ nicht locker.

„Was wollen Sie damit?“ fragte er. „Sie scheuen in dieser Angelegenheit doch sicher die Öffentlichkeit.“

„Nicht mehr als Sie“, sagte Harold, und damit traf er ganz wie vorher Hamfins diesmal den Nagel auf den Kopf. Herr Rudolfstein gab nach und nahm den Kampf von einer anderen Seite auf.

(Fortsetzung folgt.)